

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00415-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).



Olivia Jones

mit Lena Obschinsky

# **Ungeschminkt**

*Mein schrilles Doppelleben*

Rowohlt Taschenbuch Verlag

5. Auflage Mai 2021

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

Mai 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung zero-media.net, München

Coverabbildung Yvonne Schmedemann

Satz Zenon bei Dörlemann Satz, Lemförde

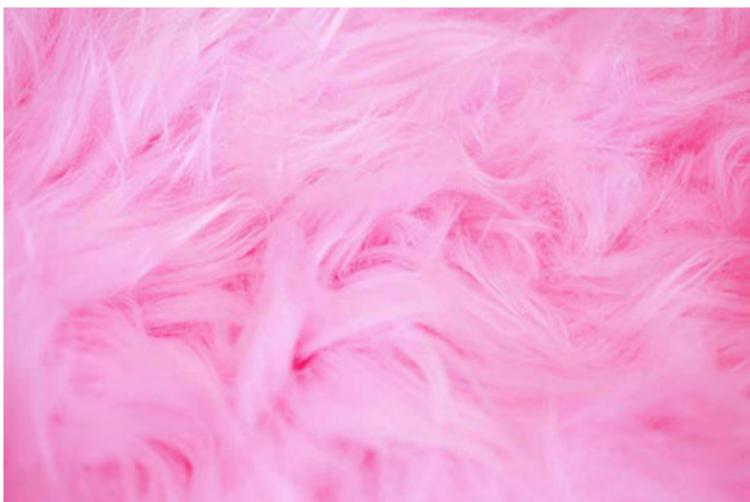
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00415-5

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen  
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren  
Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine  
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von  
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes  
einschließt.

# Ein Dorf, ein Junge und ein großer Traum

5



Wenn man mich fragt, woher ich komme, sage ich immer: Hamburg. Geboren bin ich allerdings woanders: in einer Kleinstadt in Niedersachsen. Springe hat mit 30 000 Einwohnern gerade mal ein paar mehr Einwohner als St. Pauli – und das ist auch eine der wenigen Ähnlichkeiten. Außer dass es dort einen Saupark gibt. Klingt wie ein Swingerclub, ist aber mit richtigen Schweinen (mein Lieblingsschwein hieß damals übrigens Otto – wie mein aktueller «Lieblingseber» heißt, geht keinen etwas an).

Mein Vater, meine Mutter und ich lebten dort in einem

Hochhaus – oder zumindest das, was man in Springe ein Hochhaus nennt. Eigentlich war es nur die Dachgeschosswohnung im vierten Stock. Von einem traumhaften Ausblick konnte man auch nicht unbedingt sprechen, aber als Kind ist man nicht so wählerisch. Erst recht, wenn sich aus dem obersten Stockwerk so herrlich viel Blödsinn machen ließ: zum Beispiel Klopapierrollen vom Balkon werfen, die sich dann bis zum Boden abrollten. Das sorgte für einen regen Austausch mit den Nachbarn, der meinen Eltern überraschenderweise nicht so gut gefiel. Hätte ich geahnt, dass mal eine Zeit kommt, in der diese Dinger «Corona-Dollar» genannt werden, wäre ich vielleicht sparsamer damit umgegangen.

Die meiste Zeit verbrachte ich als Kind draußen; schon früh merkte ich, dass ich nicht immer Menschen um mich herum brauche, sondern mich auch ganz gut mit mir selbst beschäftigen kann. Drachen steigen lassen auf dem Stoppelfeld, toben im Wald, Fossilien im Steinbruch suchen: Aktivitäten, die in meinen Glitzeroutfits und Pumps heute nicht mehr ganz so leicht möglich wären.

Schon immer mochte ich es laut und ließ es gerne krachen. Vor allem im wörtlichen Sinne: Ich liebte Böller, diese explosiven Dinger, die der Rest der Menschheit Ende Dezember kauft, um sie an nur einem Tag im Jahr abzufeuern. Ich hingegen kaufte sie zwar auch kurz vor Silvester – hortete dann aber gleich einen Vorrat für das gesamte Jahr. Wäre in meinem Zimmer eine Kerze umgefallen ... Kabumm! Von Springe wäre nur noch ein Krater übrig gewesen. Meine Reserve war eigentlich ein Fall für die Kriegswaffenkontrollbehörde. Wenn's im März oder April irgendwo knallte, war niemand in der Nachbarschaft beunruhigt, denn alle wussten: «Das ist wieder der Oli!» Ich nutzte jede noch so unpassende Gelegenheit,

um ordentlich Lärm zu machen. Meistens explodierte dann nicht nur der Böller, sondern anschließend auch eines meiner Elternteile. Richtigen Ärger bekam ich, als ich einmal nicht Dosen oder Flaschen in die Luft sprengte, sondern unseren Briefkasten. Es grenzt an ein Wunder, dass ich bei den vielen Experimenten mit Schwarzpulver und Raketen noch alle drei Daumen habe.

7

Rückblickend hätte man mir schon früh eine gastronomische Karriere voraussagen können. Meine Großeltern betrieben Gaststätten in Hannover und Springe, in denen ich sie als Kind regelmäßig besuchte. Statt mich dort mit meinem Spielzeug auf dem Boden des Hinterzimmers zu beschäftigen, machte ich mich nützlich – und fragte die Gäste im «Alten Fritz», ob ich ihnen noch Getränke bringen könne. Die meisten fanden den kleinen Kellner «nett» und «niedlich». Ich fand das Trinkgeld «fett» und blieb friedlich.

Ich war damals sehr froh, keine Geschwister zu haben – auch wenn es mir in meinen rebellischen Teenagerjahren sicherlich geholfen hätte, dass auch mal ein anderes Kind im Mittelpunkt steht, weil es Mist gebaut hat. Eine Schwester oder ein Bruder hätte es neben mir nicht leicht gehabt; ich war schließlich das bunte Schaf der Familie und hatte gern die volle Aufmerksamkeit der Erwachsenen. Etwas, das sich bis heute nicht sonderlich verändert hat.

So musste ich in unserer kleinen Wohnung das Zimmer auch mit niemandem teilen. Das wäre nämlich gar nicht so einfach gewesen: Man hätte erst einmal eine Schneise durch mein Künstlerchaos schlagen müssen – es sah aus wie eine Mischung aus «Trödeltrupp» und «Messie-Team».

Meine vier Wände waren damals noch nicht schrill und glitzernd; ich hatte ein klassisches Jungenzimmer, eher rustikal,

mit einer Schrankwand, wie man es in den 70er Jahren in jedem Kinderzimmer sah. Meine Mutter versuchte, das Zimmer immer wieder mit Hilfe schöner Pflanzen etwas zu verschönern. Doch als auch die letzte Kaktee vertrocknet war, merkte auch sie, dass ich mich am sorgfältigsten um mich selbst kümmerte. Einen grünen Daumen hatte ich nur, wenn ich mir meinen Lidschatten auftrug.

Lange quengelte ich, weil ich ein Haustier haben wollte. Ich dachte an die Klassiker: Hund, Katze, Kaninchen. Ich bekam: ein Aquarium. Das gab schließlich auch dekorativ etwas her, fanden meine Eltern. Natürlich suchte ich mir nur die buntesten Fische aus, sie sollten ja auch zu ihrem Besitzer passen. Den Tieren war ich nach kurzer Zeit ähnlich sympathisch wie Käpt'n Iglo. Gefüttert wurden sie nämlich irgendwann nur noch von meiner Mutter – wenn überhaupt. Und ich machte den Fehler, noch ein paar besonders bunte Exemplare hinzuzukaufen. Für mich harmlose Schönheiten – die aber leider in ihren Artgenossen nur Sushi sahen. Es waren Kampffische. Die Freude währte also nur kurz.

Trotzdem bekam ich in Sachen Haustiere noch eine zweite Chance: Ich wünschte mir sehnlichst Tanzmäuse. Damals konnte man sie noch ganz unproblematisch in Deutschland kaufen, heute ist der Verkauf und auch die Zucht verboten, zum Glück, weil die Mäuse aufgrund von Fehlbildungen im Innenohr taub sind und sich deshalb oft zwanghaft im Kreis drehen. Eine riesige Quälerei. Nachdem meine Eltern mir den Wunsch immer wieder abgeschlagen hatten, probierte ich es bei meinen Großeltern, die ihrem Lieblingsenkel prompt zwei Weibchen schenkten. Oder zumindest zwei Mäuse, die wir für Weibchen hielten. Wenig später hatten wir plötzlich 42 Mäuse – Männchen, Weibchen, keine Ahnung. Da war von

allem was dabei. Rückblickend könnte man sagen, dass ich schon damals einen Sinn für eine große Familie und Paarung hatte, aber meinen Eltern ging das dann doch zu weit. Der Familienrat beschloss damals unter lautem Protest und vielen Tränen meinerseits, dass dann eben alle Tiere zurück in die Tierhandlung mussten. Ich hoffe, dort wurden keine Schlangen verkauft.

9

Dabei hatten Haustiere in unserer Familie Tradition. Noch bevor ich Mama oder Papa sagen konnte, sagte ich «Wauwau». Meine Mutter hat mittlerweile ihren gefühlt 16. Hund. Riesenschnauzer, Pudel, Dackel, Schäferhund, Dogge – bei uns hatte so gut wie jede Rasse mal eine Chance, und wir waren in Sachen Hundetyp sicherlich nicht so durchschaubar wie Boris Beckers Beuteschema. Falls mich irgendwer mal als Telefonjoker bei «Wer wird Millionär?» benötigen sollte – bei der Hunderassenfrage wäre ich die ideale Kandidatin.

Für mich waren die Tiere Mitbewohner, Begleiter und manchmal auch Komplizen. Immer, wenn ich abends heimlich ausgehen wollte, steckte ich neben meinem Kajalstift auch ein Stückchen Wurst in die Tasche. Wenn ich zurückkam, musste ich schließlich den ein oder anderen Hund bestechen, um unbemerkt aufs Grundstück zu kommen. Das klappte mal mehr, mal weniger gut. Einer hätte mich trotz Wurst fast gebissen, weil er mich für einen Einbrecher hielt.

Unserem Pudel Snoopy rettete ich sogar als kleiner Junge mal das Leben. Ludwig, der Airedale Terrier des Nachbarn, ging nämlich eines Tages auf ihn und unseren Yorkshire Terrier Bibo los. Leider war das keine kleine Rauferei unter spielenden Hunden, sondern eine richtig aggressive Attacke. Bibo, der zwischen die Fronten geriet, konnte ich leider nicht schnell genug packen; er wurde totgebissen. Mich hat das

traumatisiert. Allerdings nur so lange, bis die Nachbarn mir als Trost einen neuen Yorkshire Terrier gekauft haben. Mein kindlicher Schmerz war schnell vergessen, als mich das kleine Fellknäuel mit den großen Augen herzlich angähnte. Man hätte es Felix, Schnuffi oder Buffy nennen können, aber als man mich fragte, kam nur ein Name in Frage: Schnitzel. Ganz pragmatisch so wie mein damaliges Lieblingsgericht. Kindliche Logik. Offenbar hatte ich schon immer einen Hang zu unfreiwilligen Skurrilitäten, und Schnitzel hatte Glück: Neben mir und Pudel Snoopy war noch genug Platz für einen Yorkshire in meinem Bett. Schnitzel war laut meiner Oma nicht so reinrassig und perfekt wie Vorgänger Bibo, eher etwas sonderbar und für einen Yorkshire viel zu groß. Vielleicht fühlte ich mich ihm gerade deshalb besonders verbunden. Ich schlage ja auch etwas aus der Art und bin eher unhandlich.

Die Hunde in unserem Haus hatten es mit mir als Mitbewohner aber auch nicht immer leicht. Mit Strolch, unserem Dackel, teilte ich mir nicht nur das Bett, sondern zwischenzeitlich auch die Frisur. Weil er so tolles, drahtiges Haar hatte, übte ich an ihm das richtige Eindrehen von Lockenwicklern. Saß die Locke bei Strolch, wusste ich, dass das bei mir auch gut aussehen würde. Sind das schon Tierversuche? Ich bilde mir ein, dass es ihm gefallen hat. Schließlich war er der am besten frisierte Hund in ganz Springe – und zog nicht nur die Blicke der Dackeldamen auf sich. Und auch mein Yorkshire war ein guter Styling-Komplize: Ich «lieh» mir mehrfach ein paar Schnitzel-Strähnen fürs Pimpen meiner Haarpracht.

Oft werde ich gefragt, wann ich das erste Mal merkte, dass ich gerne Frauenkleidung trage. Das war schon weit vor der Pubertät, nämlich in der Grundschule. Natürlich trug

ich damals noch normale Jungenklamotten; für die richtige Herrenmode konnte ich mich aber nicht begeistern. Gingene meine Großeltern aus, empfand ich meinen Opa in seinem schwarzen Anzug immer als verkleideten Pinguin, über den ich lachen musste. Meine Oma hingegen in ihrem Kleid und dem Glitzerschmuck war für mich eine wunderschöne Prinzessin. Heimlich schlich ich mich damals an den Schrank meiner Mutter und probierte ihre Kleider an. Ich liebte es, mich in ihren Outfits und den viel zu großen Pumps vor dem Spiegel zu drehen. Besonders angetan hatten es mir ihre Nachthemden.

11

Als mich meine Mutter das erste Mal bei der Anprobe erwischte, war sie geschockt. Dann aber sortierte sie es unter «Der Junge verkleidet sich eben gerne» ein. Das sagte sie sich auch noch, als ich zu Karneval nicht als Cowboy oder Polizist gehen wollte, sondern als Prinzessin. Ich ließ kein Klischee aus. Die Familie war sich sicher – oder redete es sich zumindest lange ein –, dass sich das schon verwachsen würde. Sie begriffen es erst, als ich als Rotkäppchen aufmarschierte, das sein rotes Kopftuch als viel zu kurzen Rock um die Hüften geschlungen hatte. Zugegeben: Es war eine sehr freizügige Interpretation der Brüder Grimm. Mir fehlte noch ein schwuler Wolf, den ich hätte fragen können, warum er denn so große ... ach, lassen wir das. Ich komme ins Plaudern. Nur so viel: Ich warte immer noch auf einen, der mich zum Fressen gern hat.

Aber ich war nicht nur zu Hause der Paradiesvogel, sondern auch immer öfter in der Schule. So richtig gerne ging ich da nie hin. Bei meiner Einschulung dachte ich schon: Warum soll ich mich nun mit so vielen Kindern beschäftigen, wenn ich doch auch gut alleine sein kann? Und warum soll ich all diese Dinge lernen, die mich gar nicht interessieren? Ich tat mich schwer damit, mir Sachen zu merken, und sah keinen Sinn darin, mich

durch die diversen Stunden zu quälen. Deswegen investierte ich auch auffällig viel Zeit in den Weg zur Schule – und weniger darin, im Klassenraum zu sitzen.

Man kann mich nicht wirklich als guten Schüler bezeichnen. Am ehesten konnte ich noch Kunst etwas abgewinnen. Etwas möglichst bunt anzumalen, war schließlich meine Stärke, das erkannte ich schon sehr früh.

Wenn man mich damals im Sportunterricht sah, hätte man sich vermutlich gar nicht vorstellen können, dass ich mich heute unglaublich gern bewege. Trotz meiner langen Beine kam ich nie über irgendwelche Böcke oder Kisten – und in die Mannschaften wurde ich immer als Letzte gewählt. Nicht, weil ich kein Teamplayer war, sondern weil man mir einfach ansah, dass ich mehr Ausdauer beim Flirten in der verruchten Raucherecke bewies. So oft wie möglich vergaß ich daher meinen Turnbeutel. Am Tag der Bundesjugendspiele bekam ich zufälligerweise schlagartig Grippe. Nur für kurze Zeit gefiel mir der Sportunterricht mal ganz gut – als ich bemerkte, dass der Sportlehrer gar nicht so unattraktiv war. Er interessierte sich zwar sehr für meine *\*hüstel\** sportliche «Leistung», aber nicht für mich, was dafür sorgte, dass ich mich wieder darauf verlegte, meine Fähigkeiten im Turnbeutelvergessen zu perfektionieren.

Obwohl ich nicht gut in der Schule war, war ich bei den Mitschülern beliebt. Für die meisten war ich nicht Oliver, sondern Oli. Meine engsten Freunde nannten mich einfach Mausi. Ich war nie der, bei dem man abschreiben konnte – aber der, der den Unterricht etwas kurzweiliger machte. Beim Mistbauen war ich immer vorne mit dabei, gegen die Lehrer rebellierte ich meist. Klassensprecher zu sein, kam für mich nicht in Frage: Ich sah mich als «Klassenrächer». Das kam im Kollegium nicht gut an, bei meinen Mitschülern dafür schon.

Ich war der Klassenclown und übte so viel für später. Immer, wenn es darum ging, Unfug zu machen, war ich ganz weit vorne mit dabei: «Frag mal Mausi, die macht's bestimmt.» Meine Spezialität waren Knallfrösche im Matheunterricht. In geschlossenen Räumen sind die noch lauter und qualmen schlimmer als Helmut Schmidt in seinen besten Jahren. Die Dinger hüpften durch die ganze Klasse, die Lehrer vorneweg. Das hätte mir fast einen Schulverweis eingebracht. Ich bekam stattdessen einen Platz in der ersten Reihe, direkt vor dem Lehrerpult. Abschreiben konnte ich von dort zum Glück trotzdem noch – dank meines langen «Popper-Ponys», meiner haarigen Tarnkappe, die meine Augen perfekt abschirmte.

13

Ich war eine lebende Herausforderung für einige meiner Lehrer. Es gibt sogar einige Dinge, die ich heute bedaure. Aber damals fühlte sich jede Provokation wie Protest an. Denn Toleranz war für viele Lehrer noch ein Fremdwort. Viele von ihnen waren bereits älteren Semesters, dementsprechend konservativ waren auch ihre Einstellungen. Mit meinen bunten Outfits und den ersten Schminkversuchen wurde ich automatisch zum Feindbild vieler Lehrer. Statt mich zu fördern oder zu unterstützen, beleidigten mich einige sogar vor der gesamten Klasse. «Du solltest dich für dein Äußeres schämen», war noch einer der netteren Sätze. Ich versuchte, mich davon nicht unterkriegen zu lassen und es als Ansporn zu sehen. Ich trug die Schminke also noch dicker auf und lackierte die Nägel manchmal nicht nur vor dem Unterricht neu, sondern auch mal währenddessen. Doch auch wenn ich nach außen rebellerte – ganz spurlos geht das wohl an keinem Teenager vorbei. Der Hass tat weh.

Mein Aussehen und mein Verhalten in der Schule hatten natürlich auch Konsequenzen. Immer wieder wurde meine

Mutter von Lehrern oder sogar dem Rektor zum Gespräch eingeladen. Es ging selten um Noten oder mein Verhalten, sondern meist um mein Styling. Meiner Mutter war das sehr unangenehm, da sie ja selbst mit meinem Aussehen haderte. Der Rektor trug die Sorgen anderer Eltern vor: Ich sei für meine Klassenkameraden ein schlechtes Vorbild (haha!). Manche befürchteten gar, ihre Kinder könnten sich bei mir «anstecken» (Idioten!). Die geschminkten Augen, die wild frisierten Haare, die lackierten Fingernägel: So etwas hatte man in Springe zuvor bei einem Jungen noch nicht gesehen. Während die anderen Kinder ihr Geld für Spielzeuge, Zeitschriften oder Süßkram am Kiosk ausgaben, investierte ich konsequent in Schminke, Haarspray und schrille Klamotten. Eine Spardose war angesichts der 10 Mark, die ich wöchentlich als Taschengeld bekam, allenfalls Deko. Wirklich drin landete damals nichts.

Da ich bis heute keinen Führerschein habe, war ich auf die Fahrdienste meiner Familie angewiesen. Für meine Mutter war das kein Problem, solange sie mich nicht direkt vor dem Schulhof abholen oder absetzen musste. Oft parkte sie ihren Mercedes eine Straße entfernt, damit nicht jeder sofort sehen konnte, wie schrill gestylt ihr Sohn wieder in ihr Auto stieg. Ich wies sie damals bewusst nicht darauf hin, dass man in einem Dorf wie Springe sowie wisse, dass der schrille Vogel ihr Sohn ist. Ich dachte: Wenn es ihr damit besser geht, dann laufe ich auch gerne die 150 Meter um die Ecke.

Sicherlich war das auch für sie keine leichte Zeit. Als ich anfing, mit pink lackierten Nägeln in die Schule zu gehen, war sie gerade alleinerziehend. Manch einer mag da auch noch einen absurden Zusammenhang hergestellt haben, nach dem Motto: «Da fehlt wohl ein Mann im Haushalt.» Natürlich

hatten Nachbarn, Bekannte und Familie reichlich Tipps parat, wie man «den Jungen wieder auf die richtige Bahn bekommt». Hartnäckig hielt sich in diesen Zeiten auch noch das Gerücht, dass man nicht schwul geboren wird, sondern dass das Erziehungssache sei, und oft sprach man meiner Mutter Mut zu, dass «diese Phase» schon vorübergehen würde.

Die Gespräche in der Schule führten ähnlich wie die zu Hause zu nichts – na ja, jedenfalls nicht zu dem «gewünschten» Ergebnis. Eher im Gegenteil. Und da meine Mutter und die Lehrer sich irgendwann auch nichts mehr zu sagen hatten, wurden diese Termine nach einer Weile eingestellt. Meine Ruhe hatte ich damit allerdings noch lange nicht.

## ***Hella von Sinnen über Olivia Jones***

16

**Ich kann mich nicht erinnern**, wann und wie ich Olivia Jones kennenlernte. War's auf der Reeperbahn? Auf irgendeinem roten Teppich? Im Backstagebereich? Ich weiß nur, dass irgendwann eine nicht nur gefühlt ... 2 Meter 40 große Erscheinung vor mir stand. Selbstverständlich in Riesen-Glamourrobe und perfekt geschminkt, wie es sich für eine gestandene Dragqueen gehört. Aber bei diesem first impact habe ich ein erstaunliches Erlebnis gehabt. Ich schaute in die Augen einer alten Seele. Ehrliche Worte kamen aus dem Gesamtkunstwerk. Weder in Ton noch Gestik erlebte ich Künstlichkeit. Ich erinnere mich daran, dass mich das tief beeindruckt hat und ich dachte: «Wow! Was wirst du Karriere machen!» Heute weiß ich nicht nur, dass Olivia prima Karriere gemacht hat, sondern den Aufwand ihrer Verkleidung benutzt, um den Unterschied zu machen. Maximal sozial und politisch engagiert – dennoch dem Entertainment verschrieben.

Den schönsten Abend hatten wir, als ich mit Oliver Knöbel einen trinken war. Was für ein herrlicher Mensch. So klug, zugewandt, sensibel. Irgendwann erwischte ich ihn beim Zappen bei «Wer wird Millionär?», und ich dachte nur: «Yes, du kannst alles zeigen! Du sagst auch alles! Und bist die Beste!»

Das sind herrliche Momente als Zuschauerin. Wenn da eine Person ist, die alles so ernst nimmt wie du

selbst und dich perfekt unterhält in diesem verlogenen Schnarch-mich-an-TV und niemals die LGBTQ-Community verrät. Warum auch? Sie kann ja gar nicht anders. Olivia ist im wahrsten Sinne EINE GROSSE. Ich bin stolz darauf, ihre Handynummer zu haben, und wünsche ihr ein langes, kraftvolles Leben, gerne auch als Bundespräsident\*in.

# **Mein Vater und ich – und warum ein Millionenbetrug unsere Familie zerstörte**



**I**ch weiß nicht, wann mein Vater geboren wurde. Und ich kann mich nicht mehr erinnern, wann er gestorben ist.

Dabei wuchs ich die ersten elf Jahre meines Lebens mit Gerhard Knöbel auf und lebte die nächsten 30 Jahre mit seinem langen Schatten.

Meine Mutter, mein Vater und ich waren eine klassische, gutbürgerliche Familie. Kein Glamour, wenig Glitzer. Mein Vater lernte meine Mutter als Sachbearbeiter in einer Bank kennen. Sie verliebten sich, und relativ schnell erwarteten

sie ihr erstes gemeinsames Baby: mich. Nach der Schwangerschaft kümmerte sich meine Mutter erst einmal um mich und unterstützte meinen Vater in der Buchhaltung. Gemeinsame Familienaktivitäten gab es kaum. Wenn mein Vater Feierabend machte, kam er selten direkt nach Hause. Meistens führte ihn sein Weg als Erstes in die Kneipe um die Ecke.

Schon früh fiel mir auf, dass mein Vater in Springe ein beliebter Mann war. Wenn ich mit ihm durch die Stadt lief, grüßten ihn die Leute immer freundlich oder verwickelten ihn sogar in ein längeres Gespräch. Er hatte eine sehr einnehmende Art und immer einen lockeren Spruch auf den Lippen – wohl zwei der wenigen positiven Eigenschaften, die ich von ihm geerbt habe. Meist unfreiwillig zog er die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich; etwas, was ihn von mir eindeutig unterscheidet. Das Wort «zurückhaltend» kann ich ja bis heute nicht buchstabieren.

Ich glaube schon, dass mein Vater mich irgendwie mochte. Er umarmte mich manchmal sehr fest, aber anders, als man normalerweise sein Kind umarmt. Ich hatte den Eindruck, er wolle mich gar nicht mehr loslassen. Es kam mir oft so vor, als wolle er sich an mir festhalten, als wäre ich seine Stütze. Vermutlich wollte er damit zeigen, dass er mich lieb hat, oder mit besonders heftigen Umarmungen ausgleichen, was er sonst versäumte.

Ich kann mich nicht erinnern, mit ihm als Kind um die Wette gerannt zu sein. Sicherlich hat er mir auch nie bei den Hausaufgaben geholfen.

Bis heute kann ich seinen Geruch nicht vergessen. Kein Parfüm, kein Aftershave. Es war der Geruch von zu viel Alkohol und Zigaretten. Oft erkannte ich meinen Vater schon am Husten. Das jahrelange Rauchen hatte seine Lunge in

Mitleidenschaft gezogen. Wenn ich ihn mal wieder aus seiner Stammkneipe, dem «Schräg», abholte, hörte ich sein Husten, bevor er durch die Tür taumelte.

Der Qualm und der Alkohol ekelten mich als Kind furchtbar an. Es war für mich ein Grauen, ihn in der Kneipe abholen zu müssen. Als Kind ist man auch viel sensibler. Alkoholisierte Erwachsene, die sich wie Kinder benehmen – «echte» Kinder haben eine Antenne dafür, dass irgendwas nicht stimmt. All das hat mich aber nicht davon abgehalten, viele Jahre später selbst in der Gastronomie tätig zu werden. Aber es lehrte mich, meine Grenzen zu kennen. Noch heute belasse ich es in der Regel bei zwei Bier. Das Sucht-Gen schlägt bei mir wohl eher bei Süßigkeiten durch. Aber das beichte ich euch später ausführlicher.

Eine enge Bindung zu seiner Familie hatte mein Vater nie. Meine Eltern bekamen mich sehr jung, meine Mutter war damals gerade 20, mein Vater kaum älter. Ob ich geplant war, weiß ich nicht. Gewollt hatte zumindest mein Vater das Familienleben so früh offensichtlich nicht: Als ich noch ein Kleinkind war, verließ er uns quasi über Nacht. Nicht wegen eines großen Streits oder einer neuen Liebe – er hatte einfach einen neuen Plan für sein Leben. In einer spontanen Aktion wanderte er nach Gran Canaria aus und ließ meine Mutter und mich zurück in Springe. Nicht einkalkuliert hatte er dabei allerdings den Einsatz seiner Ehefrau: Die reiste ihm kurzerhand persönlich hinterher und holte ihn zurück. Wenn ich heute daran denke, muss ich lachen. Das Resolute habe ich wohl von meiner Mutter. Wenn's wirklich drauf ankommt, gehe auch ich keiner Konfrontation aus dem Weg, immer nach dem Motto: Nur sprechenden Menschen kann geholfen werden.

Danach änderte sich nicht wirklich viel. Mein Vater ging wie

gewohnt zur Arbeit und seinen Hobbys nach, Tennis und Sauen, während meine Mutter sich um mich kümmerte. Obwohl sie noch Jahre zum Schein zusammenlebten, ließ meine Mutter sich in dieser Phase von ihm scheiden. Wie sich Jahre später herausstellte, war das eine sehr kluge Entscheidung gewesen. Sie hatte wohl damals schon gespürt, dass er irgendwann wieder seinem Drang folgen würde, weiterzuziehen. Trotzdem wollte sie den Traum ihrer heilen Familie lange nicht aufgeben – vor allem für mich. Dafür riskierte meine Mutter sogar die Harmonie in der restlichen Familie, denn meine Oma mütterlicherseits konnte meinem Vater nicht verzeihen, dass er seine Familie für ein Leben auf den Kanaren zurückgelassen hätte. Sie wollte mit meinem Vater nichts mehr zu tun haben und betrat nach seiner Rückkehr lange nicht die Wohnung meiner Eltern, und es dauerte Jahre, bis meine Oma überhaupt wieder ein Wort mit meinem Vater sprach.

21

Und dann war er plötzlich wieder weg. Ohne seine Koffer zu packen, ohne tschüs zu sagen. Klingt unvorbereitet, war es aber nicht, sondern Teil eines lange gefassten, wenn auch idiotischen Plans. Damals war ich gerade elf Jahre alt. Ich erinnere mich noch, dass er morgens wie immer seine Aktentasche schnappte, zur Arbeit ging – und nie wiederkam. Meine Mutter und ich machten uns zunächst keine Gedanken, als er abends nicht da war. Es kam häufiger vor, dass er direkt von der Bank zum Tennis oder in die Kneipe ging. Oder er kam erst nach Hause, wenn er voll oder das Portemonnaie leer war.

Als es dann eines Abends an der Tür klingelte, rechnete meine Mutter mit meinem Vater, der im Suff seinen Schlüssel verloren hatte. Doch stattdessen standen dort zwei Beamte, die mit einem Satz das Leben unserer Familie auf den Kopf

stellten: «Gerhard Knöbel ist mit über einer Million Mark nach Brasilien geflüchtet.»

Ich konnte das nicht begreifen und hielt es zunächst für einen schlechten Scherz. Mein Vater? Kriminell? Nach Brasilien geflüchtet? Warum hatte er uns kein Wort gesagt? Das alles klang wie in einem schlechten Film.

22

Doch es kam noch schlimmer: Man hielt meine Mutter für seine Komplizin. Die Beamten wollten anfangs nicht glauben, dass sie davon nichts mitbekommen hatte, und hielten sie für naiv. Die Unterstellungen trafen meine Mutter sehr. Schlimmer war nur noch, dass sie die Geschichte nicht nur mir und den Eltern meines Vaters erzählen musste, sondern auch noch ihren Eltern, die dem Schwiegersohn nach langer Zeit noch eine zweite Chance gegeben hatten.

Für mich brach damals eine Welt zusammen. Ich war enttäuscht und verletzt. Auch wenn unsere Familie vielleicht nicht so innig war wie andere, wurde mir klar: Ab jetzt wird alles anders. Ich war der Sohn eines Kriminellen, mein Papa saß im Knast. Ich fühlte mich schrecklich allein.

Natürlich blieb der Vorfall in Springe kein Geheimnis. Ein Millionenbetrug in unserer kleinen Stadt? Und dann auch noch von einem Bankangestellten! Hätte es mich nicht selbst betroffen, hätte ich wohl auch gedacht: Endlich mal was los hier auf'm Dorf! Ich mochte es ja, wenn die Leute über mich sprachen – aber so hatte ich mir das nicht vorgestellt.

Unsere Familie wurde das Tratschthema Nummer eins, bei den Nachbarn, auf der Straße, sogar in der Schule. In meiner Klasse war ich plötzlich nicht mehr nur Oli oder Mausi, sondern der «Gangster-Sohn». Freunde und Bekannte nahmen Abstand, tuschelten hinter unserem Rücken. Man wollte erst

einmal abwarten, ob da nicht die ganze Familie unter einer Decke steckte!

Meine Mutter überlegte sogar, unseren Namen zu ändern und wegzuziehen – aber wohin denn? Unser Leben, unsere Familie, unser Zuhause, all das war in Springe. Also blieben wir und gaben die Hoffnung nicht auf, dass die Geschichte schnell in Vergessenheit geraten würde.

23

Das Gegenteil war der Fall. Journalisten standen bei meinen Großeltern vor dem Haus, befragten die Nachbarn und erkundigten sich im Reitstall nach meiner Mutter. In einer kleinen Stadt wie Springe gab es eben kaum Möglichkeiten, den Boulevardreportern zu entkommen. Der Fall beherrschte eine gefühlte Ewigkeit die Schlagzeilen, jedes kleinste Detail war noch eine weitere Story wert.

Aus der Zeitung erfuhren wir häppchenweise, was meinen Vater zu dieser irren Idee getrieben hatte. Er war also nicht nur fast jeden Abend in der Kneipe feiern gewesen, er hatte in seinem Suff auch noch gezockt. Ausgerechnet er, der in seinem Beruf gelernt hatte, mit Geld umzugehen. Als der Schuldenberg zu groß wurde, muss in ihm plötzlich der Gedanke gereift sein: Ich sitze doch an der Geldquelle, dann raube ich mal die Bank aus!

Im Nachhinein lässt sich das natürlich leicht sagen, aber vor der Aktion hatte sich mein Vater schon etwas merkwürdig verhalten. Oft war er gestresst, manchmal verzweifelt. Kurz vor der Flucht nach Brasilien hatte er meine Mutter um 3000 Mark gebeten; er wollte damit angeblich zu seinen Eltern. Sie liebte ihn, stellte keine Fragen und glaubte ihm. Über seine Sorgen sprechen wollte er nie. «Ich will dich mit meinen Problemen nicht belasten», sagte er ihr. Dass er uns mit seiner Flucht erst

richtig Probleme machte, schien er dann plötzlich vergessen zu haben.

Dabei hatte der Plan, Geld zu unterschlagen und mit einem Koffer voller Scheine nach Brasilien zu fliegen, zunächst reibungslos funktioniert. Dazu gehörte eine ordentliche Portion Glück und eine damals noch nicht ganz so vernetzte und digitale Welt. Mein Vater und sein Komplize, ein Croupier, den er vermutlich beim Zocken kennengelernt hatte, hatten sogar ihre echten Namen bei der Flugbuchung angegeben. Sie zahlten das First-Class-Ticket am Lufthansa-Schalter mit 10 000 Mark in bar und erkundigten sich auch noch naiv nach den besten Hotels in Rio de Janeiro – wie in einer schlechten Gauner-Komödie. Heute hätte man sie vermutlich noch vor dem Betreten des Fliegers geschnappt; damals konnten sie für einige Zeit ihr vermeintliches Glück in Brasilien genießen und das Geld mit vollen Händen ausgeben, bevor die Polizei sie schnappte.

Ein Jahr saß mein Vater in Brasilien im Gefängnis. Unter den dortigen Haftbedingungen muss es sich für ihn wie eine Ewigkeit angefühlt haben. Schon immer war er beim Essen sehr wählerisch gewesen, und die hygienischen Bedingungen machten ihm gesundheitlich zu schaffen. Sein neues Leben im Ausland hatte er sich wohl wahrlich anders vorgestellt.

Kontakt suchte ich nie zu ihm. Sein Interesse und sein schlechtes Gewissen mir gegenüber hielten sich allerdings auch in Grenzen. Meiner Mutter schrieb er immerhin ein paar Briefe und bezeichnet die Aktion als «größten Fehler seines Lebens». Richtig entschuldigt hat er sich aber nie, vor allem nicht bei mir. Zweimal rief er meine Mutter aus dem Gefängnis an. Nur ein einziger Satz ist mir davon bis heute in Erinnerung geblieben: «Muss das denn sein mit Oli und dem

Schminken?» Am liebsten hätte ich meiner Mutter das Telefon aus der Hand gerissen und geantwortet: «Muss das denn sein mit dem Bankausrauben?» Aber das traute ich mich damals nicht.

Nach einem Jahr im brasilianischen Gefängnis wurde mein Vater nach Deutschland ausgeliefert; für uns der denkbar schlechteste Zeitpunkt. Gerade hatte sich der Rummel um meine Mutter und mich in Springe gelegt – da ging es wieder von vorne los. Mein Vater stand in Hannover vor Gericht, und in der Zeitung wurde wieder über seine absurde Aktion berichtet. Auch wenn wir beim Prozess nicht anwesend waren, standen wir plötzlich wieder ungewollt im Fokus. Das Ergebnis der Verhandlung erfuhren wir dann erneut aus der Zeitung. Weil mein Vater durch die brasilianischen Haftbedingungen gesundheitlich angeschlagen war und ihm die Zeit dort angerechnet wurde, entschied der Richter, dass er in Deutschland nicht wieder ins Gefängnis müsse.

25

Nach Springe zurück kehrte er trotzdem nie, sondern machte nun endlich das, was er schon Jahre zuvor geplant und versucht hatte: Er buchte sich den nächstbesten Flieger Richtung Kanaren. Auf Gran Canaria baute er sich ein neues Leben auf. Ohne uns, weil ihn diesmal selbst meine Mutter nicht zurückholen wollte.

Erst Jahre später meldete er sich plötzlich bei mir, da war ich Anfang 20. Ich war damals noch sehr verletzt, aber auch neugierig. Schon lange war ich nicht mehr der Junge, den er zurückgelassen hatte. Ich wollte ihm zeigen, was aus mir geworden war, und dass ich meine Träume in die Tat umgesetzt hatte. Und ich wollte wissen, ob er sich verändert hatte. Vor

allem suchte ich eine Antwort auf die quälende Frage, warum er das alles getan hatte. Ich beschloss also, ihn in seiner neuen Heimat zu besuchen, und buchte einen Flug nach Gran Canaria; meiner Mutter erzählte ich davon erst einmal nichts.

Mein Vater hatte sich in San Agustin im Süden der Insel niedergelassen – eine Gegend, in der ich heute regelmäßig Urlaub mache. Die Ecke war damals schon bei Touristen beliebt, vor allem bei Deutschen. Mein Vater hatte dort sein größtes Hobby zum Beruf gemacht: Er führte eine eigene Kneipe, das «Alt-Bottrop». Das erste Bier, das dort gezapft wurde, war immer kostenlos, für ihn. Es war keine hippe Strandbar, sondern ein kleines Raucherlokal in einem Shoppingcenter. Immer, wenn ich dort heute vorbeikomme, habe ich ein flaues Gefühl im Magen. Wie damals, als junger Mann. Und zwei Fragen kommen wieder hoch: Warum tut man das seiner Familie an, und warum dann auch noch so doof?

Es überraschte mich, wie schnell mein Vater in seinem neuen Leben angekommen war. Er hatte Freunde, Bekannte und viele Stammgäste – er war fast so beliebt wie damals in Springe. Nur eine neue Familie hatte er dort nicht gegründet. Mein Vater machte auch kein Geheimnis aus seiner Vergangenheit. Der deutsche Auswanderer, der in Brasilien wegen Bankbetrugs im Knast gesessen hatte, kam bei den Einheimischen und Touristen an. Einer, der eine Menge zu erzählen hatte. Mich hätte es nicht gewundert, wenn er auch noch Autogramme gegeben hätte. Klang ja schließlich alles wie im Film – kaum zu glauben, dass jemand so etwas wirklich erlebt hat.

Man kann nicht sagen, dass mein Vater sich damals nicht noch einmal um mich bemüht hätte. Er präsentierte mir sein neues Leben, stellte mich seinen Freunden und Bekannten vor.

Sein Lebensstil unterschied sich allerdings nicht sehr von dem in Springe. Er rauchte, er soff – nur eben ohne mich und meine Mutter. Ich ärgerte mich, dass er so wenig auf sich und seine Gesundheit achtete. Und irgendwie auch darüber, dass ihm hier scheinbar seine Familie nie wirklich gefehlt hatte.

Obwohl ich damals bereits erwachsen war und schon vieles in meinem Leben gemeistert hatte, fiel es mir unglaublich schwer, meinem Vater die wichtigen Fragen zu stellen. Die, für die ich die ganze Reise überhaupt auf mich genommen hatte. Der Bankbetrug, die Flucht, sein Neustart: Ich sagte kein Wort. Vielleicht, weil ich hoffte, dass er das Thema selbst anschneiden würde. Doch das tat er nicht. Stattdessen redeten wir über seine Gäste, über das Wetter, die Insel. Er schlich um seinen Sündenfall wie die Katze um den heißen Brei. Ich fühlte mich nicht nur schrecklich unwohl; mich machte das auch sehr traurig. Kurz vor meiner Abreise war dann klar: So wortlos kann ich ihm nicht verzeihen. Ich verabschiedete mich bewusst mit einem «Tschüs» statt mit einem «Auf Wiedersehen». Es war ein frostiger Abschied. Ich glaube, er ahnte in jenem Moment schon, dass er seine letzte Chance bei mir vergeigt hatte. Und es war auch das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe.

Jahre später erfuhr ich dann von meiner Oma, dass mein Vater mit Kehlkopfkrebs im Krankenhaus lag. Es war klar, dass er in diesem Krankheitsstadium nicht mehr viel Zeit hatte. Doch all die Sorge, das Mitleid und die Wut, die Angehörige normalerweise in einer solchen Situation empfinden, trafen mich nicht. Es fühlte sich an, als rede meine Oma von einem Fremden. Ich weiß noch genau, dass ich mich selber in dem Moment über mich wunderte und dachte: Komisch, es müsste doch anders sein. Ich hätte die Chance gehabt, mich mit ihm noch am Sterbebett auszutauschen oder sogar zu versöhnen –

aber ich konnte es nicht über mich bringen, ihn nach all der Enttäuschung und den Verletzungen noch einmal aufzusuchen. Ich schrieb keinen Brief, ich rief nicht an – ich entschied mich dagegen, ihn noch ein letztes Mal im Krankenhaus zu sehen.

28

Als dann einige Wochen später zwei Polizeibeamte vor meiner Tür standen, um mir die Todesnachricht zu überbringen, spürte ich nichts. Nichts. Keine Trauer, keine Wut, einfach Leere.

Noch heute ist das so. Nur ganz selten gibt es Momente, in denen ich denke: Ich wünschte, mein Papa könnte sehen, was ich aus meinem Leben gemacht habe. Als ich das mal einem Pfarrer «beichtete», wollte er mich aufmuntern: «Ich bin mir sicher, dass er dir zuschaut.»

Meine Antwort war: «Kann sein. Ich frage mich aber, ob von oben – oder unten.»

## **Ich heiße: *Dolly Buster***

**Ich bin:** die, die laut Forsa-Umfrage 98 % der Deutschen, der Österreicher und der Schweizer kennen. 1 % mehr hatte lediglich Jesus Christus.

29

**Meine erste Begegnung mit Olivia war:** auf der Venus Messe in Berlin.

**Was ich an Olivia schätze:** ihre ehrliche und humorvolle Art, ihre Einstellung zum Leben und vor allem ihren Realismus.

Des Weiteren schätze ich sie sehr für ihr professionelles, zuverlässiges und unternehmerisches Handeln.

Wenn ich Oli anrufe, habe ich immer das Gefühl, dass sie sofort für jedes Problem eine Lösung hat.

**Unsere kurioseste Begegnung war:** als ich mit der ungeschminkten Olivia auf der Reeperbahn unterwegs war und irritierte Passanten der Bild-Zeitung mitteilten, dass Oli mein neuer Freund wäre.

**Wenn ich für einen Tag Olivia Jones wäre ..., würde ich nichts anders machen.** Sie hat ein sehr feines Gespür für alle Dinge, die automatisch auch den Erfolg mit sich bringen.

Aber den Geschlechtertausch find ich spannend. Wer möchte nicht vielfältig sein und nach Lust und Laune in

eine andere Rolle schlüpfen. Einmal Frau sein, mit dem männlichen Verstand.

**Was ich Olivia wünsche:** in erster Linie ganz, ganz viel Gesundheit und dass sie nie ihre lustige und unterhaltsame Art verliert.

# **Sturm und Drang – und wie ich merkte, dass das mit Frauen nichts wird**

31



**D**ie Pubertät ist für Eltern wohl meistens der Horror. Aber für eine alleinerziehende Mutter in einer Kleinstadt, mit einem Sohn, der sich dazu noch als Frau verkleidet, ist es sicherlich eine besondere Herausforderung. Und auch ich fühlte mich, als säße ich zwischen allen Stühlen. Auf der einen Seite wollte ich mein Leben so leben, wie ich es für richtig hielt. Ich konnte nichts Schlechtes daran finden. Schließlich schadete ich ja niemandem oder tat etwas Illegales, indem ich meine

Träume verfolgte. Auf der anderen Seite wollte ich auch nicht im Dauerstreit mit meiner Familie sein.

Kürzlich sagte meine Mutter zu mir: «Weißt du, was du mal geantwortet hast, als ich dich gefragt habe, warum diese ganze Schminke immer sein muss? Du hast geantwortet: ‹Ich weiß gar nicht, was du hast: Ich rauche nicht, ich trinke nicht, und ich prügle mich nicht. Dafür hab ich viel zu viel Angst um meine tolle Frisur.› Damit hast du mich ganz schön entwaffnet.»

So schwierig die Situation damals war, manchmal brachte sie uns auch zum Lachen.

Nachdem meine Eltern sich getrennt hatten, beschloss meine Mutter, dass wir beide künftig bei meinen Großeltern leben würden. Das war nicht nur ein guter Tapetenwechsel, sondern hatte für sie als Alleinerziehende auch einige Vorteile. Sie verkaufte also unsere Wohnung in der Innenstadt und zog mit mir in ein kleines Haus auf dem großen Grundstück ihrer Eltern, die damals eigentlich in Hannover wohnten und erst später wieder in ihre Heimat Springe zogen.

Wir hatten viel Platz, es war grün, es gab einen Pool – es hätte uns sicherlich schlechter treffen können. Als ich älter wurde, bekam ich auf dem Grundstück sogar meine eigene Einliegerwohnung. Für mich als Heranwachsender war das das größtmögliche Stück Freiheit und vielleicht auch der Grund, warum ich bis heute sehr gerne alleine wohne.

Als ich in die Einliegerwohnung zog, überließ meine Mutter mir sogar die Entscheidung, wie ich sie einrichten wollte. Zumindest so lange, bis sie erfuhr, dass ich sie natürlich meiner entsprechenden Lebensphase anpassen wollte: Dem Maler hatte ich gesagt, dass ich die Wände gerne Neo-Wave-mäßig komplett in Schwarz streichen lassen würde. Ich plante, aus der

Bude eine Diskothek zu machen. Partys feierte ich eh schon regelmäßig, warum also nicht einfach bei mir zu Hause? Es würde den Weg ins Bett auf jeden Fall deutlich verkürzen und auch sicherer machen – das sollte doch auch im Sinne meiner Familie sein.

Leider machte mir der Maler am Ende einen Strich durch die Rechnung. Der erkundigte sich nämlich noch mal bei der Frau, die die Rechnung zahlen sollte, ob wirklich alles schwarz sein soll oder ob er das falsch verstanden habe. Und so kam es, dass wir einen Kompromiss finden mussten: Das Wohnzimmer wurde schwarz, mein Schlafzimmer gelb. Immerhin: Mit Schwarzlichtröhren, Neondeko an den Wänden und Nebelmaschine ließ es sich trotzdem gut feiern.

33

Das Anwesen meiner Großeltern wurde zu einem Treffpunkt der schrillsten Vögel aus der ganzen Umgebung: ein kleines Paradiesvogelnest und Vorgeschmack auf das, was ich später auf St. Pauli aufbauen sollte. Wenn meine Gäste kamen, sah das oft aus wie ein Karnevalsumzug. Punks, Tunten, Boy-George-Fans und Gäste im New-Wave-Style. Ich werde nie den Bollerwagen vergessen, den sie hinter sich herzogen: schwarz, im Sargformat mit Kreuz und einem gut gekühlten Kasten Bier drin. Richtig begeistert waren meine Großeltern von den Gästen nicht, aber sie duldeten es, zumal sie auch oft gar nicht mitbekamen, wie schräg und schrill die Gäste tatsächlich waren – und dass die Partys oft noch andauerten, wenn sie am Morgen ihren ersten Kaffee tranken.

Einmal, als die schwarz gekleideten Gäste mittags abzogen und ich sie ebenfalls in Schwarz ein Stück zum Tor begleitete, dachten meine Großeltern, wir wären auf dem Weg zu einer Beerdigung. Und meine Mutter stürmte mal eine – wie sie dachte – «Teufelsanbetung» und erwischte uns stattdessen in

einem sehr intimen Moment: leicht bekleidet, die Jungs als Frauen und umgekehrt, bei einer Polonaise zu Cindy Laupers «Girls Just Want to Have Fun».

Übrigens: Ich erzählte diese Anekdote Cindy Lauper, als ich sie bei der «Kinky Boots»-Premiere in Hamburg traf. Sie lachte sehr und sagte, dass ich nicht der Einzige wäre, der zu diesem Song sein Coming-out zelebrierte.

Rückblickend muss ich sagen, dass die Sorgen meiner Mutter nicht ganz unbegründet waren. Wir mochten es morbid und hatten uns in Ermangelung richtig gruseliger Knochen «halbe Hähnchen» ins Haar geflochten beziehungsweise das, was nach dem Essen davon noch übrig war. Selbst Weihnachten war für sie in dieser Zeit kein Fest des Seelenfriedens, als auf meinem Wunschzettel nur ein Herzenswunsch stand: ein Sarg, um darin zu schlafen. Wie bei meiner (fürs Protokoll: lebendigen) Freundin Sally. Ich sah sie wohl als eine Art Gräfin Dracula.

Beim Sarg war meine Mutter leider geizig, umso großzügiger zum Glück beim Haarspray. Für manche Frisuren brauchte ich mehr als eine Dose. Damit würde ich noch heute ins «Guinness-Buch der Rekorde» kommen.

Doch als Teenager will man auch nicht nur zu Hause feiern. Da meine Mutter mir sicherlich nicht ständig erlaubt hätte, bis in die Puppen bei Events in Hannover oder noch weiter weg zu feiern, musste ich zu technischen Hilfsmitteln greifen. Ich besorgte mir eine Zeitschaltuhr. Wir hatten die Vereinbarung, dass ich spätestens um 22 Uhr zu Hause sein sollte. Es ergab sich irgendwann, dass meine Mutter das nicht mehr ganz so genau kontrollierte – es ihr reichte, wenn sie um diese Zeit Licht in einem der Zimmer sah. Ich programmierte also die Zeitschaltuhr auf kurz vor 22 Uhr und feierte die Nächte durch. Leider funktionierte der Trick nur so lange, bis sie doch

mal wieder persönlich vorbeischaute und bemerkte, dass die Wohnung zwar beleuchtet war, ihr Sohn aber immer noch wild durch den Partytempel «Kokoa» tobte.

Mit 12, vielleicht 13 kam ich zum ersten Mal mit Drogen in Kontakt. Unsere Clique probierte damals viel aus, aber bei mir ging es über den Alkohol nicht hinaus. Wie das auf dem Land so ist, probierte ich die volle Bandbreite: von Bier über Curaçao mit O-Saft, Wein und dann Wodka, gerne mit Zucker gemischt. Viel vertragen habe ich allerdings nie; vermutlich hatte ich das abschreckende Beispiel meines Vaters im Hinterkopf. Niemals sollte Alkohol für mich so eine bedeutende Rolle spielen wie für ihn.

35

Die Zeit bei meinen Großeltern gab mir das Gefühl, eine halbwegs intakte Familie zu haben. Meine Oma unterstützte mich, wo sie konnte, und mein Großvater sprang als Fahrservice ein, wenn meine Mutter arbeiten musste. Ich erinnere mich gut an gemeinsame Familienfeste, allen voran Weihnachten. Das war – wenn man vom Sargausrutscher absieht – ein schönes Fest und zumindest so lange auch harmonisch, bis es um die Dekoration des Baumes ging. Eigentlich wurde nämlich in unserer Familie der Baum jährlich in wechselnden Farben geschmückt. Mal grün, mal blau, mal rot. Das änderte sich, als ich diese Aufgabe übernahm und der Meinung war, dass ein Baum mindestens so viel Dekoration benötigt wie ich selbst. Und warum zwischen den Farben entscheiden, wenn doch alle zusammen viel schöner sind? Je bunter und glitzernder, desto besser! Das hatte zur Folge, dass alle Kugeln, Lametta und Dekorationen am Baum hingen – und das Exemplar unter der Last eines besonders reich dekorierten Zweiges Schlagseite bekam und fast unseren Schnitzel erschlug ...

Doch je schriller meine eigenen Outfits und mein Styling wurden, desto schwieriger wurde das Verhältnis zwischen mir und meiner Familie. Auch meine Großeltern fanden meine äußerliche Veränderung merkwürdig und verlangten, dass meine Mutter mir «die schwulen Flausen austreibt». Dabei ging es allerdings weniger darum, dass ich keine Männer lieben durfte – ich sollte nicht so schrill öffentlich zeigen, dass ich anders bin.

Dass ich auf Männer stehe, war meiner Familie vermutlich schon lange vor meinem eigentlichen Outing bewusst. Nur die wenigsten Mütter werden von dem Outing ihrer Kinder wirklich überrascht. Ich merkte natürlich auch schon früh, dass ich mich zu Jungs hingezogen fühle. Aber das war zu einer Zeit, als ich das noch nicht wahrhaben wollte – und manchmal vielleicht auch nicht verstanden habe. Homosexualität war nun mal nicht etwas, was zu Hause erklärt wurde. Auch in meiner Familie gab es keine Homosexuellen, an denen ich mich orientieren konnte. Und mal eben googeln ging leider auch noch nicht.

Als ich 15 war, kam ich einem Jungen das erste Mal näher. Er ging auf meine Schule, und wir fummelten heimlich ein bisschen rum. Das fand ich super, auch wenn ich dachte, dass ich mich dafür schämen müsste. Erst mal erzählte ich niemandem davon, aber geträumt habe ich davon noch lange.

Dann versuchte ich es tatsächlich mit einem Mädchen. Sabrina war nett und hatte tolle, lange Fingernägel. Ich mochte es, wenn sie mir damit den Nacken kraulte und ich mir danach anschauen konnte, wie schön ihre Nägel lackiert waren.

Für mich war Sabrina vor allem eine Trophäe, für die mich meine Freunde bewunderten. Es rührte sich bei mir

allerdings nicht viel. Einmal kamen wir uns trotzdem vor der Haustür unseres Hauses näher, in einem VW Käfer. Dabei stellte ich mich in jeder Hinsicht so ungeschickt an, dass ich beim Fummeln auf die Hupe kam – noch bevor ich an Sabrinas Hupen kam. Und plötzlich stand meine Mutter vor dem Wagen. Doch statt sich zu freuen, dass ihr Junge offenbar mal zum Zuge kam, und dann auch noch mit einem echten Mädchen, machte sie uns beiden eine Riesenszene. Für meine Mutter war unser Techtelmechtel ein Skandal. Ich war gerade mal 17, Sabrina aber schon 28. Über den Altersunterschied mag Michael Wendler heute nur müde lächeln; meine Mutter konnte das damals noch nicht. Wir machten Schluss, und ich stellte fest, dass das Einzige, was ich vermisste, Sabrinas Fingernägel waren.

37

Sabrina blieb nicht die einzige Frau in meinem Leben; nach ihr probierte ich es mit Alexandra. Der Vorteil an Alexandra war: Sie war nicht so alt wie Sabrina, ich konnte sie also auch mal mit nach Hause bringen. Fast ein Jahr lang war sie meine Freundin, über Knutschen und Petting ging es aber auch da nicht hinaus. Heute frage ich mich manchmal, ob sie mich eigentlich für schüchtern oder einfach nur für einen Spätzünder hielt. Wie ein liebeshungriger Teenagerfreund, der endlich mal den weiblichen Körper erkunden wollte, verhielt ich mich nämlich nicht. Ich ging bei der Untersuchung des weiblichen Körpers vermutlich mit ähnlich viel Leidenschaft vor wie ein Frauenarzt kurz vor der Rente.

Vor ein paar Jahren sah ich Alexandra noch mal wieder, als sie plötzlich Gast bei einer meiner Kieztouren war, als eine von mehr als 20 Touristinnen, und ich hätte sie wahrscheinlich niemals erkannt, wenn sie nicht gefragt hätte: «Ich bin's, Alexandra! Kennst du mich noch?» Ich freute mich total, sie wiederzusehen. Leider blieb zwischen Kiezerklären und Selfies

während der Tour nicht viel Zeit. Sie zeigte mir nur auf die Schnelle ein paar alte Fotos – und ihren neuen Freund. Mein Gedanke: Die Arme musste nach mir einiges kompensieren. Ihr Mann hätte auch meine Wahl sein können: Typ Latin Lover, dunkle Haare, muskulös. Also das Gegenteil von mir, der schwulen Giraffe.

38

Eine Weile behielt ich noch für mich, dass sich mein Interesse an Frauen auf ihre Fingernägel oder ihre tollen Wimpern beschränkte. Bei einem Abendessen mit meiner Familie hatte ich dann die Fragerei nach einer Freundin satt und sagte geradeheraus: «Ich bin schwul.» Es war nicht wie im Film: keine Stille, kein Tusch, kein Raunen. Niemandem fiel die Gabel aus der Hand oder blieb das Essen im Hals stecken. Wir sprachen nicht lange darüber oder diskutierten; es wurde einfach akzeptiert. Mein Outing war für meine Großeltern und meine Mutter wohl so überraschend wie das von Siegfried und Roy oder Rudolph Moshammer.

Über die Jahre wurde mir immer klarer, dass das Tragen von Damenklamotten für mich mehr war als ein «Karnevalsspaß». Es war eine Leidenschaft und große Kunst. Ich wollte daraus meinen Beruf machen und träumte, davon leben zu können. Anfang der 80er Jahre sah man zwar schon den ein oder anderen Travestiekünstler im Fernsehen, aber dass Dragqueens eigene Sendungen hatten oder in Talkshows saßen – davon waren wir damals noch Jahrzehnte entfernt. Und in einem Dorf wie Springe tickten die Uhren in jener Hinsicht etwas langsamer. Während ich fasziniert diese Kunst bestaunte, waren den meisten Menschen Männer, die sich als Frauen verkleiden, suspekt.

Ich fand «Typen» wie das deutsche Travestieduo Mary und Gordy einfach nur grandios. Sie waren in den 80er Jahren ab und zu im TV zu sehen, behaupteten damals aber auf Nachfrage immer, sie seien nicht «schwul», sondern eine Art Clown. Jedes Mal, wenn ich die beiden sah, dachte ich: So möchte ich auch sein. Und wenn ich die Relativierungen hörte, wusste ich: Ich möchte dafür kämpfen, dass sich keiner mehr verstecken muss. Mary und Gordy bin ich unendlich dankbar. Sie haben Travestie aus der Schmuddelecke geholt und vielen den Weg geebnet. Ohne ihre Arbeit hätte ich wahrscheinlich kaum bei «Maischberger» mitdiskutieren oder das «Wort zum Sonntag» anmoderieren dürfen. Das darf man nie vergessen: Man steht immer auf den Schultern von jemand anderem.

39

Meine Familie hatte für mich einen ganz anderen, sehr soliden Plan: Ich sollte Versicherungskaufmann werden. Ein geregeltes Einkommen, gutes Ansehen, Karrierechancen. All das wäre sogar in Springe möglich gewesen, ich hätte also in der Nähe der Familie bleiben können. Außerdem wäre damit auch die Wahl meines täglichen Outfits klar gewesen: Mindestens acht Stunden am Tag hätte ich keinen Fummel tragen können, sondern in einem Anzug auftreten müssen. Um mir den Job etwas schmackhafter zu machen, war meiner Familie jedes Mittel recht: Ich bekam sogar ein Auto versprochen, wenn ich die Ausbildung beenden würde. Dabei hatte ich ja noch nicht mal vor, den Führerschein zu machen. Um des Familienglücks willen rang ich mich aber trotzdem dazu durch, zumindest ein Praktikum zu beginnen. Schließlich hatte der zweite Mann meiner Mutter, der damals bei der Versicherung arbeitete, seine Kontakte spielen lassen. Doch schon am ersten Tag fühlte ich mich wie in einem Horrorfilm. Meine bunten Fingernägel musste ich vor Antritt entfernen, Pumps durfte ich

auch nicht tragen, und der Anzug fühlte sich für mich gruselig an, wie eine Halloween-Verkleidung. Akten, Versicherungen, Zahlen – das war alles nichts für mich. Ich fühlte mich in die Schulzeit zurückversetzt und zählte die Minuten bis zum Feierabend. Das merkten zum Glück auch die Kollegen schnell. Mich überraschte es wenig, dass man mir keinen Ausbildungsort anbot. Vermutlich wäre die Versicherung mittlerweile pleite, hätte ich damals dort angefangen. Andrerseits wäre ich vermutlich zumindest die Sensation der Weihnachtsfeier gewesen – eine Art Stromberg im Fummel.

Ich brach das Praktikum ab und teilte meiner Familie mit, dass ich nun doch hauptberuflich Travestiekünstler werden wollte. Das stieß wie erwartet auf wenig Begeisterung. Meine Mutter hatte große Angst, dass ich auf die schiefe Bahn gerate; für sie war Travestie eine Subkultur. Rückblickend kann ich die Sorge sogar nachvollziehen; die breite Bevölkerung wusste damals nicht wirklich viel über Travestie. Googeln konnte man das noch nicht, und wen hätte man in Springe um Rat fragen sollen? Zwischen mir und meiner Mutter endete die Debatte in einem großen Konflikt. Ich wollte Unterstützung – sie wollte, dass ich mich ändere. Unser Streit schaukelte sich über Wochen immer weiter hoch und gipfelte in ihren Worten: «Travestie ist abartig, du solltest dich was schämen!»

Ich hatte damals schon meine ersten Auftritte und hatte sie gebeten, mich zu einem Auftritt zu fahren. Die Welt stand für einige Sekunden still, mir rutschte das Herz in die Hose. Ich hatte mich noch nie so verletzt gefühlt. Für mich war klar, dass das mein Weg sein würde, und ich konnte nicht nachvollziehen, warum ich mich deswegen hätte schämen sollen.

Heute weiß ich, dass meine Mutter damals vor allem Anfeindungen von Nachbarn, Bekannten und Freunden fürchtete.

Und dass sie mich vor einer unsicheren Zukunft, einem Abdriften in die Illegalität und Armut schützen wollte. Mich verletzte das als Jugendlichen trotzdem zutiefst. Ich war doch kein anderer Mensch, nur weil ich mich etwas schriller anzog? Ich war doch immer noch Oli, Sohn, Enkel, Nachbar oder Freund.

Es kam zum Bruch mit meiner Familie. Es war nicht nur für meine Familie, sondern auch für mich klar, dass ich so, wie ich war, nicht in Springe bleiben konnte. Der Ort bot nicht nur wenig Raum für Abstand, sondern auch wenig Möglichkeiten für meine Entwicklung. Ich wollte als Travestiekünstler durchstarten. Gerne wäre ich nach Hannover gegangen, denn da kannte ich mich durch meine vielen Partytrips schon ganz gut aus, und ich trat damals schon im «Alkazar» auf. Doch meine Familie machte mir deutlich, dass Hannover noch deutlich zu nah an Springe war. Für mich war klar: Mein Weg würde mich nun nach Hamburg führen. Nach St. Pauli, dem Nest für Paradiesvögel. Dort gab es, wie ich wusste, damals schon mehrere Schwulenbars mit Show-Acts.

Mein Abschied von Springe löste in mir viele Gefühle aus: Erleichterung und Hoffnung, aber auch Sorge und Angst. Es war schrecklich, zu wissen, dass meine Familie inständig hoffte, dass ich mit meinen Plänen scheiterte, um dann zurückzukehren und doch noch etwas «Seriöses» zu machen. «Seriös» – das ist heute ein Running Gag in der Olivia-Jones-Familie – ist für uns ein Schimpfwort.

Doch ich hätte mir eher einen Arm abgehackt, als mir diese Blöße zu geben. Wir hatten über Jahre keinen Kontakt, sogar an Weihnachten nicht. Was hätte ich ihnen auch erzählen sollen? Meine Männer, mein Job, mein neues Leben in Hamburg: Alles,

was zu dieser Zeit für mich von Relevanz war, wollten sie nicht wissen, oder es hatte für sie keinerlei Bedeutung.

Diese Zeit hat sich schwer in meine Erinnerungen eingebrannt und Narben auf meiner Seele hinterlassen. Ich konnte nicht verstehen, dass ich dafür verstoßen wurde, ich selbst sein zu wollen – und ich wusste, dass auch meine Mutter unter der Situation litt, aber ich sah keinen Ausweg, unsere Beziehung wieder zu kitten. Schließlich wollte ich mich dafür nicht verbiegen müssen. Ich hatte niemanden, der mich stärkte, der hinter mir stand.

Erst viele Jahre später fanden wir wieder zusammen, als meine Mutter merkte, wie ernst es mir ist und dass ich mir etwas aufgebaut hatte, wovon ich leben kann. So richtig nah sind wir uns erst wieder seit meinem Auszug aus dem Dschungelcamp. Damals fuhr ich mit ihr für die Aussprache in den Urlaub – nach Gran Canaria. Dort nahmen wir uns tagelang füreinander Zeit, unterhielten uns und versuchten, uns in die jeweils andere Perspektive hineinzuversetzen. Das half uns beiden sehr und führte letztendlich dazu, dass wir heute enger miteinander sind als je zuvor. Dass wir uns aber ausgerechnet auf der Insel, die mein Vater so geliebt hat, versöhnen, hat auch schon wieder etwas Komisches.

Auch mein Verhältnis zu meiner Heimatstadt Springe hat sich in den vergangenen 30 Jahren deutlich gewandelt. Während ich damals nach der Schule gar nicht schnell genug weit weg kam, um mich selbst zu verwirklichen, komme ich heute immer wieder gerne zurück, um meine Mutter zu besuchen. Die schmerzhaften Erinnerungen sind verblasst, ich erinnere mich auch an die schönen Dinge. Die Zeit heilt (fast) alle Wunden. Alle, bis auf den Moment, in dem ich von Nazis verfolgt wurde

und mir keiner half. Das vergesse ich nicht und versuche es heute besser zu machen, wenn ich sehe, dass anderen unrecht getan wird.

Viele Jahre nach meinem Wegzug aus Springe hat man mir in meinem Heimatort sogar eine Art kleines Denkmal gesetzt. Okay, mein Konterfei wurde nicht wie das der US-Präsidenten am Mount Rushmore in irgendeinen Deister-Hügel gemeißelt – aber fast: Vor meiner alten Schule stellte der NDR 2010 eine Bank mit meiner Silhouette. Die erinnert mit einem Zitat an meine Zeit dort:

*«Hier hat Mann einiges gelernt, was Frau später brauchte – und als schwuler Schmetterling im Schul-Kokon viel Spaß gehabt. Ich kann zwar immer noch nicht gut rechnen – hab aber trotzdem jetzt 'ne eigene Bank.»*

Die Bank soll jungen Leute von heute Mut machen und zeigen, dass man es auch als Paradiesvogel überall schaffen kann. Es macht mich stolz, dass eine Stadt, die zu meiner Zeit noch so konservativ war, heute der Vielfältigkeit und Toleranz so viel Raum gibt. Es hat sich in den Köpfen der Menschen etwas verändert – auch hier. Selbst meine Mutter, die nun mal lange mit mir und meinem Anderssein gehadert hat, ist schon mit ihren Freundinnen dorthin spaziert und nimmt immer wieder gerne stolz dort Platz.

Vor einigen Jahren diskutierte man sogar darüber, ob ich die erste Ehrenbürgerin der Stadt werden sollte. Anlass war die Teilnahme im Dschungelcamp und ein Antrag eines Mannes gewesen, der mich für den Titel vorgeschlagen hatte. Der Springer Ortsrat erteilte nach einer längeren politischen Debatte dem Antrag eine Absage mit der Begründung, dass ich mit meiner Heimatstadt in den letzten Jahren zu wenig Berührungspunkte gehabt hätte. Ich konnte den Punkt gut nachvollziehen und

habe mich trotzdem darüber gefreut, dass in einem kleinen Ort wie meinem Springe überhaupt darüber diskutiert wurde, ob einer Dragqueen so eine Ehre zuteilwird.

Am Ende schuf man einen Titel, den es vorher noch nicht gegeben hatte, und ernannte mich zur offiziellen «Ehrenbotschafterin» der Stadt Springe.

44 Jemand hat mal gesagt, ich sei die erste deutschsprachige Dragqueen, die von ihrer Heimatstadt einen solchen Titel verliehen bekommen hat. Ich bin jetzt also so eine Art «Miss Mann» mit diplomatischem Status. Mich macht das schon ein bisschen stolz. Aber es zeigt vor allem, dass sich seit meinen ersten Gehversuchen auf High Heels viel in der Gesellschaft getan hat. Auch, wenn noch viel zu tun bleibt.

## Ich heiße: *Fanny Funtastic*

**Ich bin:** Dragqueen, Olivias Tür-an-Tür-Nachbarin und seit 2016 «Adoptivtochter» ihrer Olivia-Jones-Familie.

45

**Meine erste Begegnung mit Olivia war:** an einem Sommertag 2015, ich lief mit meinem Chihuahua durch unsere Straße auf St. Pauli. Olivia kam mir (wie gewohnt mit ihrem Handy am Ohr ... sie telefoniert quasi IMMER) entgegen und sagte zu ihrem Gesprächspartner: «Warte mal, ich treff grad die Fanny, die geht wieder mit ihrem Eichhörnchen spazieren.»

**Was ich an Olivia schätze:** ihre Loyalität gegenüber ihrer «Familie». Sie steht einem jederzeit mit Rat und Tat zur Seite und hält als «Leitkuh» die ganze Rasselbande zusammen.

**Wofür ich Olivia feiere:** Ich feiere Olivia dafür, dass sie nie ihr Ziel aus den Augen verloren hat und sich permanent weiterentwickelt.

**Was mir an Olivia ein Rätsel ist:** Wie schafft sie es bloß, vier- bis fünfmal die Woche zum Sport zu rennen?

**Unser schönstes gemeinsames Erlebnis war:** die After-showparty zum Eurovision Song Contest 2017 in einem Hotel auf der Reeperbahn. Olivia nahm mich mit, und ich

durfte all diese tollen Künstler\*innen rund um Barbara Schöneberger live erleben und kennenlernen.

**Wenn ich für einen Tag Olivia Jones wäre ...**, würde ich einen einzigen Tag im australischen Dschungel verbringen.

46

**Was ich Olivia wünsche:** Ich wünsche Olivia, dass sie noch ganz lange ihre «Mutterfigur» ausfüllt, ihren großartigen Humor nicht verliert und uns das beste Familienoberhaupt bleibt, das man sich nur wünschen kann.